

Die Erbschaft.

Novellette aus dem Norwegischen von Hans Guenther.

„Wenn Du nicht aufsteht, Franz, wird der Kaffee wieder kalt!“ sagte Frau Rad wohl zum zehnten Male an diesem Morgen in unglücklichem Tone. „Ich komme ja schon, Mutter“, antwortete eine schläfrige Stimme.

„Näme es auf mich an, so dürfte er heute gar kein Frühstück mehr haben“, meinte Frau Geber, Franzens Tante, die stets behauptete, sehr strenge gegen ihren Neffen zu sein, ihn aber in Wahrheit womöglich noch mehr verwöhnte als seine Mutter.

Als der junge Mann endlich gähmend am Frühstückstisch saß, brachte der Postbote ihm einen Brief. Neugierig öffnete er ihn, und gleich darauf mit einem „Hurrah!“ seiner Mutter um den Hals zu fallen. „Hurrah! Ich bin ein reicher Erbe! Der Goldschatz aus Amerika hat mich zu seinem Universalerben eingesetzt!“

Frau Rad vermochte vor freudiger Ueberraschung zunächst kein Wort hervorzubringen.

„Und wie viel hast Du geerbt?“ fragte sie endlich.

„Das soll ich bei dem Notar Krelle erfahren. Ich will sofort zu ihm gehen. Hurrah! Nun brauche ich doch wenigstens nicht mehr herumzulaufen und eine Stellung zu suchen!“

Der Notar las den Brief, den Franz ihm überreichte, gratulierte ihm zu seinem großen Glück und nahm dann ein Dokument aus seinem Schrank.

„Ich glaube, Sie werden am besten tun, junger Mann, das hier mit nach Hause zu nehmen und genau zu studieren“, sagte er. „Und wenn die darin geforderten Bedingungen von Ihnen erfüllt sind, wird es mir eine Freude sein, die übrigen Vorschriften meines Klienten auszuführen.“

Franz machte ein langes Gesicht. „Aber sollen Sie mir denn nicht das Geld meines Onkels übergeben?“ fragte er.

„Dieses Dokument wird Ihnen alles erklären“, sagte der Notar lächelnd.

Und Franz ging heim und las:

„Ich vermache mein ganzes Eigentum meinem Neffen Franz Rad, dem Sohne meiner lieben Schwester Maria Rad. Da es mich aber sehr viel Arbeit gekostet hat, dieses Eigentum zu erwerben, habe ich den Notar Krelle dahin instruiert, daß er die Erbschaft nicht ausliefern darf, ehe er sich darüber vergewissert hat, daß mein Neffe mindestens zwei Jahre lang eine Stellung in einer angesehenen Firma bekleidet und dort seine Pflichten gewissenhaft erfüllt hat. Sollte er das bis jetzt noch nicht getan haben, so findet er hierzu Gelegenheit, indem er sich in meinem Namen an das Baumunternehmergeschäft Schloffer und Komp. wendet. Hat mein Neffe nach Ablauf von zwei Jahren und drei Tagen diese Bedingungen noch nicht erfüllt, so ist Notar Krelle angewiesen, anders über meinen Nachlaß zu verfügen.“

„Franz, mein Junge, das wird wohl ein Mann aus Dir machen, sagte Onkel Eward, Onkel Johann war ein Schläuberger, das beweist er wieder einmal.“

„Nun ist's vorbei mit dem langen Schlafen“, meinte die Tante. „Aber dafür bist Du nachher auch der reiche Mann“, tröstete die Mutter.

Am nächsten Tage ging Franz in das Kontor von Schloffer und Komp. „Gut“, sagte der Freund seines Onkels, nachdem er ihm sein Anliegen vorgetragen hatte, „ich nehme nicht gerne ungeschulte junge Leute, aber Sie sehen kräftig aus und scheinen ja arbeiten zu wollen. Seien Sie um sechs Uhr Morgens auf dem Arbeitsplatz, so wollen wir sehen, welche Arbeit der Leiter dort für Sie haben wird. Aber pünktlich, junger Mann, hören Sie? Und fleißig sein! Tageslöhne kann ich nicht gebrauchen.“

Franz nahm trotz inneren Widerstrebens alle seine Kraft zusammen und erreichte es, am nächsten Morgen um halb sieben auf dem Arbeitsplatz zu sein.

„Was wollen Sie hier?“ fragte ihn barsch der Leiter.

Franz stammelte eine Erklärung, doch der Vorgesetzte unterbrach ihn kurz: „Ja, Herr Schloffer hat mir etwas von einem neuen Arbeiter gesagt, aber der sollte um sechs Uhr hier sein. Langschläfer können wir hier nicht gebrauchen, machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Woller Empörung ging Franz zum Direktor und beklagte sich über den Empfang, der im zuleit geworden war.

„Nun ja“, sagte dieser, „ich dachte, Sie wären in der ernstlichen Absicht gekommen, bei mir zu arbeiten, ich sagte Ihnen ja, daß ich keine faulen Leute gebrauchen kann. Doch ich will Ihnen noch einmal Gelegenheit geben, es zu versuchen, nur noch einmal, verstehen Sie mich recht! Seien Sie also morgen Punkt sechs Uhr zur Stelle.“

„Na, sind Sie wieder da!“ sagte am nächsten Morgen der Leiter. „Nützen Sie diese Rare mit Ries, aber hurtig.“ Und er winkte einem Arbeiter: „Zeigen Sie diesem jungen Menschen, was er zu tun hat.“

Etwas eine Viertelstunde lang gelang es Franz, mit dem Arbeiter Schritt

zu halten, dann machte er immer nur eine Schaufel, während der andere zwei machte. Später mußte er unter Aufsicht eines Maurers Steine tragen. Kurz, er arbeitete den ganzen Tag, wie er noch nie in seinem Leben gearbeitet hatte. Der Körper schmerzte ihn von der ungewohnten Anstrengung, und er ging heim mit dem bitteren Gefühl, als habe sich die ganze Welt gegen ihn verschworen. Stände nicht die verlockende Erbschaft in Aussicht, er hätte die Sache sofort wieder aufgegeben, wie er es schon so oft getan hatte.

Am nächsten Morgen jammernte er, er wolle lieber auf drei Vermögen verzichten, als um fünf Uhr aus seinem mollen Bett aufstehen und sich auf die harte Arbeitsschicht begeben, wo man bekümmert mit ihm schalt und ihn tabelte, sobald er das Geringste bei der Arbeit versah. Doch seine Mutter war anderer Ansicht, und es gelang ihr endlich, ihn zur Zeit auf den Weg zu bringen.

Als einige Wochen vorüber waren, ging es allmählich besser von staten. Sein Vorgesetzter wurde sehr höflich und freundlich gegen ihn, er bekam ein höheres Gehalt und angenehmere Arbeit. Ein ihm bisher völlig fremdes Gefühl der Unabhängigkeit und Lebensfreude erwachte in ihm, er erkannte den Unterschied zwischen dem Leben eines Mühsiggängers und eines lässigen Mannes.

Als die beiden vorgeschriebenen Jahre vorüber waren, hätte man in dem fröhlichen arbeitssamen Menschen schwerlich den trägen, mißvergnügten Franz wiedererkannt.

„Ja, nun wäre Ihr Onkel mit Ihnen zufrieden, glaube ich“, begrüßte ihn der Notar lächelnd, als er nach Ablauf der Frist in seinem Bureau erschien. Und er überreichte ihm ein dreieckiges Paket.

Franz öffnete mit zitternden Fingern die Schnur und die vielen Papiere davon ab und entdeckte endlich — eine kleine Hode, deren Griff mit weißem Papier umwickelt war. Auf diesem standen die folgenden Worte: „Das ist das Instrument, mit dem ich mir mein Auskommen verschafft habe. Ich gebe es nun meinem Neffen, in der Hoffnung, daß es auch ihm Glück bringen wird, wenn er es richtig benützt.“

Mit todtenbleichem Gesicht und bebenden Lippen überreichte er dem Notar den Papierstreifen und fragte: „Ist das alles?“

„Ja“, antwortete dieser, „ich fürchte, Sie sind sehr enttäuscht, Herr Rad.“ Eine Pause entstand.

„Nun, ich habe allerdings etwas anderes erwartet“, sagte er schließlich, „aber ich muß meinem Onkel immerhin dankbar sein, durch ihn habe ich arbeiten gelernt. Schade nur um die Enttäuschung meiner Mutter“, fügte er leise hinzu.

„Einen Augenblick, Herr Rad“, sagte der Notar mit einem seltsamen Lächeln, als Franz gehen wollte. „Sehen Sie doch mal dieses kleine Werkzeug genau an; entdecken Sie da nicht an dem Griff etwas Besonderes?“

Franz untersuchte die Hode und fand am Rande des Griffes, da, wo das Eisen befestigt war, ein kleines Stück helles Metall. Als er darauf drückte, öffnete sich der Boden des Griffes, dessen Höhlung mit Papieren angefüllt war. Er nahm sie heraus und breitete sie auf den Tisch.

„200,000 Mark!“ rief der Anwalt aus, nachdem er die Papiere geprüft hatte. „Und vorzüglich angelegt sind sie auch. So darf ich Ihnen nun wohl wirklich gratulieren, Herr Rad. Sie sehen, Ihre Onkel wußte, was er sagte — die Hode hat Ihnen rasch Glück gebracht.“

Wie große Männer sterben.

Wie die Sage die Geburt großer Männer mit ihrem Schleiern umspinn, so läßt sie auch Großes ungen aus der Welt gehen, ohne einen Nimbus darum zu weben. Sie verlangt Größe bis zum letzten Atemzug und stimmungsvolle Umgebung. Deshalb ersand sie auch jene weitverbreiteten Erzählungen von den letzten Worten und Stunden der Helden und Dichter oder schmückte sie aus. Und begierig griffen Dichtung und bildende Kunst den Gedanken auf. „Eine untergehende Sonne über einem Meere mit der Lege: auch im Untergange bleibt sie dieselbe, wäre ein für allemal das großartigste Symbol.“ Gilt dies Wort Goethes auch für die Gewaltigen der Erde? Sind auch die im Scheiden groß? Wir müssen hier den Rat finden, erklärt Professor Dr. Karl Bader in seinem in Westermanns Monatsheften veröffentlichten Aufsatz „Wenn die Sonne sinkt“, zu gesehen, daß die Antwort keineswegs ein bedeutungsloses Ja ist. Man darf und muß getrost fragen: nüchtern umschicht die Alltätigkeit wie die Wiege so die Bahre — auch der Größten. Profaisch und unheimlich wie der Tod selbst. Was wir als groß und herrlich an Helden bewundern, was sie heraushebt aus der breiten Masse, begleitet sie nur bis an die Vorhalle des Todes. Im Augenblick des Sterbens

hat es zu wirken aufgehört. Das sieht fest: letzte Worte, soweit sie überhaupt gesprochen wurden, betreffen meist Unbedeutendes und Gleichgültiges. Wir müssen die Vorstellung aufgeben, daß geliebte und verehrte Menschen in den letzten Augenblicken ihres Lebens gleichsam unter höherer Eingebung durch ein prägnantes Wort uns Aufschluß über sich geben und so gewissermaßen die Summe ihrer Existenz ziehen“. So haben wir auch die vielgenannten Worte Goethes „Mehr Licht!“ zu beurteilen. Sie sind höchstens eine ganz profaische Anweisung an den Diener, durch das Öffnen des Ladens mehr Licht hereinzulassen. Keineswegs sind sie eine Art geistigen Testaments.

Uebrigens spielt gerade das Licht in den Reden Sterbender keine kleine Rolle. Mit gutem Grund. Der Blutumlauf nach dem Auge läßt nach, Klage über Dunkelheit die Folge. Licht, Wärme, Leben — vielleicht eint sich noch einmal alles in dem Verlangen des Besseren, der es verlieren soll. So bei Friedrich dem Großen auf der Terrasse von Sanssouci: „Ich habe das Licht immer so geliebt.“ Auch Schiller will die Sonne sehen, ehe er scheidet. Von sterbenden Kaisern und Königen wird uns besonders viel und köstliches berichtet. Den Tolentanz um Fürstentronen hat die Ueberlieferung gar phantastisch ausgeschmückt. Nicht selten in jüggeloser Vorstellungsart. Bald voll Staunens, daß der Herrscher Tod auch die güldenste Krone erbarmungslos herabstößt, bald voll Genugtuung, daß auch die Lippe verstummen muß, vor deren Wort einst Welten zitterten. Und selbst da, wo scheinbar sachlich erzählt wird, wird dennoch weiblich an der Weltgeschichte verbessert, da zumal, wo sie nicht künstlerisch arbeitet. Ein Beispiel aus der Zahl von hunderten: bei der Dicht von der Sage umponierten Gestalt Kaiser Friedrichs I. Ein Tod durch Unfall beim Baden infolge eines Herzschlages ist kein verwendbarer Kaiserstod. Weber für Chronist noch für Lied. Barbarossa muß zum wenigsten zu Pferde sitzend ertrunken sein, nicht habend, sondern den Fluß küßend durchschwimmend, und so sehen wir denn auch die Ueberlieferung treulich bemüht, den Unfall zum Glück einer vom Schicksal gefügten Kette auszugestalten.

Verstieben wie das äußere und innere Leben ist auch des Menschen Marschbereitschaft zu Ende. Nicht wenige scheiden ungen von unvollendeter Arbeit. Denn mancher Stamm ward gekniet, an dem statt weiler Blätter Knospen hingen. Nur ist von den „Nestern“ mehr die Rede, als von den früh Abberufenen, weil Taten mehr gelten als vorzeitig gestörte Hoffnungen. Während der eine wohl in stumper Ergebenheit des Todes harret, treibt dieser dem anderen noch eine kräftige Lebensbejahung auf die Lippen. „Ne frustra virgine videtur“ (Nicht möchte ich umsonst gelebt zu haben erscheinen!) hören wir den Aristonomen Tycho Brahe rufen. In ähnlichem Trost ruft der Freigeist Giordano Bruno seinen Richtern zu: „Euch wird das Urteil schwerer als mir.“ Ja, in Ibsens angeblich letzten Worte „Im Gegenteil!“ wollen seine Verehrer die Probe seiner bis zum Schluß kampfbereiten Natur erblicken. Zwischen Frommen und Spöttern stehen fröhlich Scheidende. Ein Scherz spielt auf den Lippen, die kein Schmerz verzerrt. In heiterer Laune und ungetrübtem Humor zeigt Frau Rath Goethe selbst ihren Tod an. Sie bestimmt Weinsorte und Breheln zur Leichenseier und sagt eine Einladung mit der Begründung ab, sie müsse alleweil sterben. Johann Hus fand auf dem Wege zum Scheiterhaufen noch den Ton des Scherzes. Als er einen besonders geschäftig Holz zur Nichtstatt tragen sah, brach er in die Worte aus: „O sancta simplicitas!“ Von Wiederland schreibt Goethe an Anselm: Seine letzten Worte waren: „To be or not to be, that's the question.“ Das heißt doch seinen Steptizismus bis an's Ende zu bewahren.

Schönheitspflege im Sommer.

Wer im Sommer nicht zu sehr von den Sommersprossen und dem Sonnenbrand entsetzt werden will, muß bei Zeiten den Teint entsprechend pflegen. Namentlich Frauen mit blondem Haar und solche, die einen rötlichen Glanz im Haar haben, fangen jetzt schon an, diese kleinen braunen Flecke in ihrem Gesichte aufzutauchen zu sehen, denen man den Namen Sommersprossen gegeben hat und die der Besitzerin sehr viel Pein und Kummer verursachen. Zwar giebt es auch Liebhaber der Sommersprossen und so manche Schöne tröstet sich über den unangenehmen Besuch mit jenem Ausspruch, den man zuweilen hört, daß ein Mädchenanlich ohne Sommersprossen anmüte wie ein Abendbimmel ohne Sterne. Aber, der Trost ist schwach, und die Sommersprossen bilden für das weibliche Geschlecht eine unangenehme Zugabe der schönen Tage. Man kann sich vor den Sommersprossen schützen, indem man es ver-

meidet sich den Strahlen der Sonne auszusetzen. Aber es ist natürlich eine große Last, bei jedem warmen Sonnenstrahl den Schirm aufzuspannen oder das Gesicht durch einen Kiefenhut zu verdecken. Reigt man nun zu Sommersprossen und will man vorbeugen, daß sie allzu sichtbar an die Oberfläche der Haut treten, so wird man zu folgenden Mitteln greifen:

Des Abends, nachdem das Gesicht entsprechend abgekühlt ist, reinige man es mit lauwarmem Wasser vom Schweiß und dem Staube des Tages und bestreiche namentlich die Stellen, an denen sich die Sommersprossen am meisten zeigen, mit einer schwachen Lösung von Zitronensaft. Diesen lasse man nachts über auf den Stellen liegen und wasche ihn des Morgens wieder mit lauwarmem Wasser ab. Man muß bei der Anwendung des Zitronensaftes natürlich sehr vorsichtig sein, denn die Säure kann die Haut angreifen und zur Entzündung bringen.

Gleichfalls mit Erfolg wendet man eine schwache Lösung von Wasserstoffsuperoxyd an. Mit einem Schwämmchen oder Wattebäuschchen trägt man die Lösung auf, die aber nur etwa eine Stunde auf der Haut sein darf. Die Augen, die Augenbrauen und die Wimpern muß man vor dem Wasserstoff schützen, da die Lösung eine bleichende Wirkung hat und das Haar der Brauen und der Wimpern zu entfärben imstande ist. Für Augen ist der Wasserstoffoxyd gefährlich, und man muß die Augen vor der Berührung mit dieser Flüssigkeit hüten.

Ein vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen die Hautunreinigkeiten und auch gegen die Sommersprossen ist der Saft von frischen Gurken. Er läßt sich sehr leicht gewinnen, wenn man Gurken zum Salat vorbereitet. Nur muß man, wenn man den Saft anwenden will, darauf achten, daß die Gurke noch kein Salz bekommen hat. Diesen Saft, mit Wasser verdünnt, streicht man auf das Gesicht, die Hände und diejenigen Körperteile, die man zart und weiß haben möchte. Man hat geradezu Wunder damit erzielt, denn die Haut ist für den Gurkensaft außerordentlich empfänglich.

Die Hände, die im Winter bei der kalten Witterung leicht eine rötliche Farbe erhalten haben, und die man im Sommer fast noch unangenehmer als im Winter empfindet, werden durch eine ständige Behandlung mit dem Saft der Gurke zart und weiß, namentlich wenn man des Nachts über die Hände nicht zu enge Handschuhe aus sämisch Leder zieht.

Auch die rote Nase, eine Wirkung der Kälte des Winters, wird mit dem Gurkensaft geheilt, namentlich wenn die Nase erst von kurzer Dauer ist. Blutarme leiden, wenn die warmen Tage beginnen, unter der roten und bräunlichen Nase besonders und man braucht noch nicht einmal sehr eitel zu sein, um die rote Nase als häßenswerte Eigenschaft zu empfinden. Hier gilt es, eine besondere Behandlung einzutreten zu lassen. Erst müssen die Wandungen der Blutgefäße gestärkt werden, so daß die Blutcirculation gesteigert wird. Man macht zu dem Zwecke abwechselnd kalte und heiße Duschen, frottiert nachher die Nase und bestreicht sie reichlich mit dem Saft einer frischen Gurke. Ist die Nase schon hartnäckiger, dann wird man auf daran tun, dem Gurkensaft etwas Zitronensaft beizumischen. Nachts über läßt man diese Lösung auf der Haut, des Morgens wasche man sie mit lauwarmem Wasser und einer milden Seife ab. Etwas Massage, die man mit den Fingern ausübt, ist gleichfalls zu empfehlen, nur darf man den Gesichtsteil nicht allzu sehr reiben und kneien, da diese Haut besonders empfindlich ist.

Selbstverständlich muß man mit den Vorbeugungsmitteln beginnen, noch ehe die Sommersprossen und die anderen Schönheitsfehler sich gar zu sehr ausgebreitet haben.

Praktisch.

In der Schule ist man beim Subtrahieren mehrstelliger Zahlen, z. B. 3500 — 1482

Um das Borgen bei der vorgehenden Zahl (Einer hat nichts, muß ich beim Zehner borgen, — Zehner hat auch nichts, muß ich beim Hunderte borgen) den SchülerInnen recht verständlich zu machen, sagt die Lehrerin: „Denk Euch, Ihr bekommt unerwartet Besuch, habt zufällig keine Kaffeekannen zu Haus, und bis zum Kaufmann ist es so weit, — was tut dann eure Mutter? — Sie leihet bei der Nachbarin, nicht wahr? Nun hat die erste Nachbarin aber auch keinen Kaffee zu Haus, was tut die Mutter dann wohl, Mariechen?“

„Sie macht halt 'ne Tasse Tee!“

Vorsichtig.

„Ich verstehe Dich nicht, Klara; wenn Du Dich mit Erich verlobt hast, brauchtest Du doch nicht um Hilfe zu schreiben, als er Dich küßte!“

Humoristische Wappe.

Der Schein trägt. „Der Doktor Enders hat mir das Bier verboten, meiner Frau den Kaffee und meiner Tochter das Cigarettenrauchen — und dabei sieht der Mann aus, als könnte er keiner Fliege ein Leid antun . . .!“

Ein Gemütsmenschen. Onkel (zum Neffen, der im Begriff zu heiraten steht): „Vergeht Dir denn nicht die Lust zum Heiraten . . . wenn Du fortwährend von den vielen Scheidungen hörst?“

Neffe: „Ach, im Gegenteil, Onkel, das ist ja gerade, was mir Courage macht!“

Bittere Kritik. Sängerin: „Sind Sie nicht auch dafür, Doktor, daß im modernen Staate das Weib eine Stimme haben müßte?“

Kritiker: „Ja gewiß, als Sie vorhin fangen, hab' ich das auch gewünscht!“

Wortspiel.

A.: „Wertwürdig, diese beiden Herren sieht man stets zusammen, und einer ist so spindelbürr wie der andere!“

B.: „Wahrscheinlich sind sie darum so dicke Freunde geworden!“

Ueberrufen. Weinreisender (zu einem anderen): „Ich verbitte mir jetzt das ewige Jeschimpfe über das Haus, für welches ich mache! Ich kann Sie versichern, daß uns in einer Woche mehr Wein reitourgeschickt wird, als Sie im ganzen Monat versenden!“

Lebensweisheit.

Mit einem Verwandten ist und trinkt, aber Geschäfte mach' nicht mit ihm.

Erster Gedanke.

„Denk! Dir nur: unser kleiner Max ist die Treppe hinuntergestürzt und hat sich nicht verletzt.“

„Der Junge muß Geschäftskreisender werden!“

Selbstbewußt.

Dame: „Sie in Ihren beneidenswerten Verhältnissen sollten sich doch endlich entschließen zu heiraten, Herr Graf.“

Graf: „Gewiß, meine Gnädige — möchte aber mein Leben so teuer als möglich verkaufen.“

Zweifelhafte Gastfreundschaft.

„Was Sie sagen, die Schwarzen im dunkelsten Afrika sollen so lebenswürdig sein?“

„Gewiß, denken Sie nur, die Leute wollten, ich sollte absolut zum Essen dortbleiben!“

Inferat.

Zu verkaufen ist ein Opernglas für eine Dame im eleganten Lederfutteral.

Auf der Höhe.

„In der Tat, Sie haben außerordentliches Glück mit Ihrem Dienstpersonal. Wie halten Sie es denn nur solange?“

„Die Schlüssellöcher sind durchweg mit telekopischem Fernsichtapparat versehen!“

Ach so!

„Sendest Du mir von Deiner Hochzeitsreise eine Ansichtskarte, liebe Rosa?“

„Dazu habe ich leider keine Zeit — ich heirate doch aus Liebe!“

Aus einer Verteilungsscebe.

„Meine Herren, diese Bagatelle verdient gar nicht mal den Namen Diebstahl — die läßt sich höchstens als unterbrochene Ehrlichkeit bezeichnen!“

Oh, diese Frauen!

Ein Herr unterhält sich mit einer Dame über die Schwächen des schönen Geschlechts.

„Ich habe in meinem Leben überhaupt erst zwei Frauen kennen gelernt, die tatsächlich vollkommen waren.“

Die Dame (lächelnd): „So? — Und wer war die andere?“

Weiteres aus der Pfalz.

Seit den letzten Prozessen gegen die Weinfälscher in der Pfalz circulieren in diesem fröhlichen Lande eine Menge mehr oder minder guter Anekdoten.

Zwei Weinproduzenten begegnen sich, nachdem sie sich längere Zeit nicht gesehen. Nach der Begrüßung sagt A.: „Wie geht's Deinem Wein?“

B.: „Besser wie mir!“

A.: „Wiefo?“

B.: „Den haben sie laufen lassen, mich aber sechs Wochen eingesteckt!“

Ein anderer Weinproduzent feht einem befreundeten Käufer und Weinverkäufer ein Glas Wein vor und fragt: „Was ist er werth?“ Dieser, nachdem er einen Schluck genommen und, wie es beim Proben Sitte ist, wieder ausgepudt hat, antwortet lafonisch: „1000 Mark Geldstrafe oder drei Monate Gefängnis!“



„Guten morgen, Cousinen. Wo willst du denn schon so zeitig hin?“

„Ach, ich will der Else zur Verlobung gratulieren.“

„Aber so früh schon?“

„Ja, weicht du — ehe es wieder aus-einander geht!“



A.: „Also, unser Freund K. hat sich wirklich verheiratet?“

B.: „Natürlich, vor fünf Monaten!“

A.: „Und hat eine hübsche Frau, die wie ich here, sogar Geißt besitzen soll!“

B.: „Wahrscheinlich! Namentlich — Weiderrsprüchlein!“



„Na, wenn i das schon hör, da lehr' vom For i um am Thoriumanatorium!“

„Ja, was ist denn das Thorium?“

„Das is a neue „in die probieren's da unten im S. . . .““



Junge: „Water, gib mir zehn Cents, ich will haben nehm!“

Water (gibt ihm das Geld): „Haben kammf, Junge, aber daß du mir nicht ins Wasser gehst!“



Professorsgattin (zu ihrem Mann, einem Naturforscher): „Du bist doch ein zu gläubige, du gehst noch an den Pordol und läßt dich dort als Numteis - Rebitant nieder!“

Die Liebe des Vaterlandsverteidigers. „Wenn id fatt wäre, Minnelen, könnt' id Dir wunderfcheen erzählen, wie id Dir liebe . . .“